Vogd29

I Die gesellschaftliche Reflexion der Hirnforschung

In diesem längeren Beitrag soll es darum gehen, die Hirnforschung und ihre Ergebnisse in Beziehung zu unterschiedlichen **Semantiken unserer Gesellschaft** zu setzen. Jenseits der Polaritäten eines in Feuilletondebatten verkündeten neuen Menschenbildes bzw. dessen Revision geht es hier sozusagen um die ›Gesellschaft des Gehirns‹. Wir knüpfen an den Befund an, dass **das Forschen und Reden über das Gehirn nur in der Gesellschaft stattfinden kann, und zwar in einer Gesellschaft, welche ihrerseits bereits vielfältige Beobachterperspektiven ausdifferenziert hat.** 1

1 Entsprechend geht es hier nicht um die philosophischen Probleme der Erforschung des Bewusstseins (siehe hierzu etwa den Sammelband von Metzinger 2005).

Wir beschäftigen uns dabei vorrangig mit jenen **stabileren Sinnsystemen, die sich als gesellschaftliche Funktionssysteme** ausdifferenziert haben und aufgrund ihres operativen Schließens eine gewisse Autonomie gegenüber anderen gesellschaftlichen Sinnzumutungen aufrechterhalten können. **Diese Systeme operieren entsprechend ihrer eigenen Logik, erzeugen ihre eigenen Zurechnungsverhältnisse und damit gewissermaßen ihre jeweils eigene Ontologie**. Aus ihrer Perspektive stellen die von bestimmen Wissenschaftlern initiierten Hirndiskurse nur eine unter anderen Möglichkeiten des Über-die-Dinge-Redens dar. Entsprechend sind die hiermit verbundenen Semantiken für die jeweils eigene Operationsweise nicht zwingend von Belang. Dass manche Hirnforscher den freien Willen für eine Illusion halten, hindert den Richter in seiner täglichen Praxis nicht, Urteile zu fällen, die sich auf einen Schuldbegriff gründen, der weiterhin unterstellt, dass der Delinquent sich hätte anders verhalten können. Derselbe Richter mag in einem anderen Fall möglicherweise jedoch keine Probleme haben, einem psychiatrischen Gutachten folgend den Täter als schuldunfähig zu betrachten, da dieser während der Tat durch fehlgeleitete neurophysiologische Prozesse determiniert gewesen sei.

Der moderne Mensch ist es gewohnt, mit vielfältigen, einander teilweise ausschließenden Beobachterperspektiven zurechtzukommen und je nach Situation seinen Standort, seine Epistemologie und seine Ontologie zu wechseln.2 Auch wenn man den freien Willen aus prinzipiellen Gründen für eine Illusion hält, wird einen dies üblicherweise nicht daran hindern, sich im täglichen Leben als entscheidungskräftiger Mensch zu fühlen und entsprechend aufzutreten. Selbst der in seiner täglichen Arbeit einem methodologischen Atheismus folgende Wissenschaftler mag – nachdem er sein Labor verlassen hat – einer religiösen Praxis nachgehen, ohne dass dies ihn am nächsten Tag daran hindern würde, seinen Glauben wieder beiseitezuschieben, um gewissenhaft seine Experimente nach strengen Wahrheitskriterien auszurichten.

Der gegenwärtige Mensch ist, um mit Peter Fuchs zu sprechen, ein »Adressformular«, das auf verschiedene Weise angesprochen werden kann.3 Die hiermit verbundene Aufsplittung in eine Vielheit ist von philosophischer, psychologischer und gesellschaftstheoretischer Seite oft thematisiert worden und wird gerne als **generelles Merkmal des postmodernen Menschen angesehen. Anstelle eines einheitlichen Erklärungsprinzips tritt nun eine Vielzahl von Sprachspielen4 und entsprechend zerfällt dann auch die Persönlichkeit in ein Spektrum unterschiedlicher, nur lose zusammenhängender ›Iche‹ und Dispositionen.**5

Wir stimmen dem Befund der Auffächerung in unterschiedliche epistemische Perspektiven zu. Doch anstatt in eine postmoderne Beliebigkeit abzugleiten, knüpfen wir hier an eine Theoriebildung an, die mit spezifischen und definierbaren Stand- und Reflexionsorten rechnet, welche durch den soziologisch gebildeten Sozialwissenschaftler rekonstruiert werden können.

Wir sehen die **unterschiedlichen Sprachspiele der Postmoderne** selbst wieder eingebettet in Strukturen und Semantiken, welche sich in keineswegs nur zufälliger Weise zueinander ins Verhältnis setzen. Aus dieser Perspektive lässt sich beispielsweise nicht nur feststellen, dass Religion und Hirnwissenschaft unterschiedliche Sprachspiele darstellen, sondern es lässt sich nun auch fragen, wie die Religion die Befunde der Hirnwissenschaft reflektiert und ins eigene System einbetten kann und wie umgekehrt die Hirnwissenschaft den empirischen

2 Siehe hierzu als illustres Beispiel die Analyse eines Interviews mit einem Ingenieur, der homöopathische Präparate zu sich nimmt, von ihrer Wirkung überzeugt ist, aber gleichzeitig einen kausalen Wirkzusammenhang zwischen Medikament und Heilung abstreitet (Vogd 2005, 199 ff.).
3 Siehe zur Konzeption der Listenförmigkeit des Menschen und dessen kommunikative Adressierbarkeit insbesondere Peter Fuchs (2007a).
4 Siehe grundlegend: Jean-Francois Lyotard (1999) und Gianni Vattimo (1990).
5 Siehe hierzu etwa Kenneth Gergen (1990).

Befund der Attraktivität religiöser Praxen in den eigenen Analysen aufgreift. Mit Blick auf die Beziehung der beiden Felder kommen wir auf diesem Wege zu einer mehrschichtigen Analyse, welche die religiöse Reflexion der Biowissenschaften, die (neuro-)biologische Reflexion der Religion und die Frage der Begegnung der beiden Felder einbezieht. Beispielsweise könnte nun etwa gefragt werden, unter welchen Voraussetzungen wissenschaftliche Aufklärung in einer christlich dominierten Gesellschaft möglich wurde und wie die Religion dann später in einer zunächst durch Wissenschaft dominierten Kultur wieder zu ihrer eigenen Form finden konnte.

In der in diesem Kapitel vorgestellten Studie geht es jedoch weniger um einen historischen Abriss solcher geistesgeschichtlichen Bewegungen denn um die verschiedenen *Gegenwärtigkeiten* der funktional differenzierten Gesellschaft, also um unterschiedliche Reflexionsstandorte, die etwa mit dem *Recht*, der *Wirtschaft*, der *Erziehung*, der *Politik*, der *Wissenschaft*, der *Medizin*, der *Religion*

oder den *Massenmedien* erzeugt werden. All diese Sphären setzen sich auf jeweils spezifische Art und Weise mit der Hirnforschung in Beziehung. Sie sind zugleich ihr Adressat (etwa immer dann, wenn die Hirnforschung aus ihrer Perspektive etwas zu Recht, Religion, Erziehung etc. zu sagen hat), adressieren aber auch ihrerseits unterschiedliche Erwartungen an die Hirnforschung (etwa politische oder wirtschaftliche Ziele).
Aus dem Vergleich der unterschiedlichen Arten und Weisen, wie jeweils eine Reflexionsbeziehung geknüpft wird, lässt sich ein analytischer Gewinn ziehen. Die Hirnforschung dient nun als tertium comparationis, das als gemeinsames Drittes einen strukturierten Vergleich ermöglicht. In der Art, wie das moderne Recht mit den Naturalisierungsversuchen der Hirnforschung umgeht, und dass sie einen anderen Weg wählt als die Religion, lernen wir sehr viel über die innere Logik von Recht und Religion. Dass die Massenmedien wiederum an anderen Semantiken andocken als die Wissenschaft, lässt dann einige der aktuellen Hirndiskurse in einem differenzierteren Lichte erscheinen, denn es zeigt sich nun, dass Aufklärung und Information einer unterschiedlichen Logik folgen. Darüber hinaus lässt sich jene »Vereinigungseuphorie«,6 welche den Biowissenschaften neben der Wirtschaft die Rolle einer Leitdisziplin zuzuweisen scheint, in einer genaueren Weise nachzeichnen:
6 Siehe Neumann-Held et al. (2003).

Dass innerhalb des Mediendiskurses und in der Zuweisung von Ressourcen für Forschungsprojekte diesbezügliche Präferenzen auszumachen sind, heißt keineswegs, dass hiermit die Differenzstruktur der Gesellschaft aufgehoben ist. Vielmehr kann gezeigt werden, dass die unterschiedlichen Funktionssysteme gleichsam auf ihre ureigene Weise an der Hirnforschung *parasitieren* können, ohne dabei jedoch ihren spezifischen Funktionsbezug aufgeben zu müssen. Gleiches gilt dann umgekehrt für eine Hirnforschung, die immer auch ihren medialen Aufmerksamkeitsstatus und damit verbunden ihr Verhältnis zur Politik und Wirtschaft mit zu reflektieren hat. Es wird sich zeigen lassen, **dass Denkfiguren, welche die Grenze von einem Funktionssystem zum anderen überschreiten, in ihren Semantiken *mutieren* müssen und dass die zentralen Akteure dieser Prozesse – Organisationen und ihre autoritativen Sprecher – schon längst gelernt haben, mit solchen Verschiebungen im Sinne polykontexturaler Reflexionen umzugehen**.

Ein wichtiger Schlüssel zu den hier vorgelegten Analysen ist der **Begriff der *Kontextur***, wie ihn der Philosoph **Gotthard Günther** entwickelt hat.

Da die Idee einer **polykontexturalen Reflexion** in den Sozialwissenschaften bislang wenig vertraut ist,7 wird im Folgenden zunächst etwas ausführlicher auf **Günthers *Reflexionslogik*** einzugehen sein.
7 Siehe hier für die Soziologie neben Luhmann vor allem Walter Bühl (1969) im Anschluss an Günthers Kritik an Habermas in der ›Sozialen Welt‹ (Günther 1968).

Im Anschluss folgen Einzelanalysen mit Bezug auf die oben benannten Funktionssysteme. Mit Blick auf die Liste möglicher **Reflexionsstandorte** ist die Arbeit nicht vollständig. So ließen sich etwa mit der Liebe und dem System des Leistungssports andere Orte der Reflexion benennen, die durchaus ertragreich mit neurobiologischen Denkfiguren in Beziehung gesetzt werden könnten.

Methodologisch beruhen die einzelnen Beiträge darauf, dass zunächst einige grundlegende Überlegungen zu den spezifischen Charakteristika der jeweiligen Funktionssysteme angestellt werden, um dann anhand spezifischer Texte oder Reden von autoritativen Sprechern der jeweils bearbeiteten Funktionssysteme (Politik, Religion, Recht etc.) die **Reflexionsverhältnisse** in der Beziehung zu den Neurowissenschaften nachzuzeichnen. Die hier vorgestellten Analysen haben insofern Pilotcharakter, als dass den einzelnen Feldern allein aus Platz- und Zeitgründen nur eine begrenzte Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Die hier vorgestellte Textauswahl kann lediglich selektiv vorgehen, d. h., es lassen sich gute Gründe angeben, auf andere Quellen und auf andere autoritative Sprecher der jeweiligen Felder zurückzugreifen. Im Sinne der hier vorgestellten Forschungsperspektive lässt sich die Kontingenz der Materialauswahl damit begründen, dass es uns nicht um die Binnendifferenzierung eines Feldes geht, sondern um die Spezifika von Standorten, die zwar immer auch individuell ausgefüllt werden, jedoch dabei in ihren Leitunterscheidungen in ihre jeweiligen Kontexturen und
33
Sprecherpositionen eingebunden bleiben. Es macht zwar einerseits sehr wohl einen Unterschied, ob man einen katholischen Bischof, den Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche Deutschland oder einen buddhistischen Mönch der Theravada Tradition befragt. Dennoch ist andererseits für alle benannten Sprecherpositionen zu erwarten, dass sie religiös, das heißt mit Blick auf die Transzendenz und nicht in Hinsicht auf naturwissenschaftliche Wahrheitsansprüche argumentieren. Solange wir also auf einem Abstraktionsgrad bleiben, der nur die Eigengesetzlichkeiten der vorgestellten Kontexturen beleuchtet, ist unser Vorgehen legitim – wohl wissend, dass für darüber hinausgehende Aussagen wesentlich umfangreichere Analysen auf Basis einer systematischen komparativen Analyse erforderlich sind. In diesem Sinne lassen sich die hier gewählten empirischen Zugänge sozusagen als ›Probebohrungen‹ verstehen, die Material liefern, an dem untersucht werden kann, inwieweit sich Semantiken im Übergang von einem zu einem anderen Funktionssystem verschieben und auf welche unterschiedlichen Weisen hier selektiv aufeinander Bezug genommen werden kann.

1 Polykontexturalität

Der Begriff der *Polykontexturalität* wurde mit Gotthard Günthers **Programm einer mehrwertigen, nicht-aristotelischen Logik** ins Spiel gebracht. Innerhalb der Soziologie ist er insbesondere durch Niklas Luhmann prominent geworden.

Luhmann begreift Gesellschaft bekanntlich als System, das darauf beruht, dass die Operation der Kommunikation weitere Kommunikation auslöst und im Rahmen der gesellschaftlichen Evolution bestimmte Typiken der Kommunikation entstehen, die durch ihr Prozedere genau dieselbe Typik der Kommunikation reproduzieren.

So kommt es innerhalb der Gesellschaft zu Recht, Wissenschaft, Politik und anderen autonomen Funktionssystemen, welche jeweils nach ihrer eigenen Logik und auf Basis eines eigenen spezifischen Codes operieren, um nun alles, was außerhalb ihrer Grenzen geschieht, hochselektiv entsprechend der eigenen Präferenzstruktur aufzugreifen oder zu ignorieren.

Die moderne Gesellschaft erscheint mit Luhmann genau in diesem Sinne polykontextural, als dass nun unterschiedliche Systeme *heterarchisch* nebeneinander bestehen und in Beziehung zueinander treten. Aus der jeweiligen Innenperspektive eines Systems können dann die Leitunterscheidungennder jeweils anderen Systeme negiert werden, was jedoch nicht ausschließt, dass entsprechend der eigenen Selektivität
34
sehr wohl an die Angebote der anderen Systeme angeschlossen werden kann und muss.8

8 »In unserem Kontext soll **Polykontexturalität heißen: daß die Gesellschaft zahlreiche binäre Codes und von ihnen abhängige Programme bildet und überdies mit sehr verschiedenen Programme bildet und überdies Kontextbildungen mit sehr verschiedenen Unterscheidungen (neuerdings sogar wieder: Männer und Frauen) anfängt.**
Auch die Logik bildet keine Ausnahme, sie kann aber ihren spezifischen Kontext in der Vereinfachung der Polykontexturalität sehen. Wenn dies umumgänglich ist, dann fungiert der eine Kontext als Rejektionsgesichtspunkt für die Unterscheidungen anderer, so zum Beispiel der politische Kontext Regierung/Opposition zur Rejektion der Unterscheidung wahr/unwahr. **Das heißt nicht (bitte sorgfältig lesen!), daß die Werte bzw. Bezeichnungen anderer Kontexte nicht anerkannt werden, wohl aber, daß die eigene Operation sich nicht um deren Unterscheidungen bemüht – sowie die Politik natürlich hinnimmt (und sie wäre politisch schlecht beraten, täte sie es nicht), was die Wissenschaft als wahr bzw. unwahr herausfindet, aber nicht selbst zwischen diesen beiden Werten wählt« (Luhmann 1998c, 666).**

Die **Idee der Polykontexturalität** weist hier im allgemeinen Sinne auf **komplexe Ordnungsverhältnisse hin, entsprechend denen je nach Standort bzw. Systemreferenz andere Kausalitäten gelten können**. Man gelangt also zu einem Bild **verschiedener Orte, an denen jeweils eine spezifische Logik, eine klar definierte Form des Referierens gilt. Wir kommen hierdurch zu einer *multiperspektivischen* Beschreibung, die jeweils die unterschiedlichen Standortabhängigkeiten zu berücksichtigen weiß**.

Darüber hinaus gelangen wir mit Günther zu einer **Möglichkeit, die Beziehung zweier Standorte über einen dritten Ort zu *relationieren*.**
In dieser Reflexion wird die Relation nun selbst zu einer Kontextur, die *stukturierend* in Teile des Gefüges eingreift. All diese Perspektiven zusammengenommen, kommen wir zu einer **komplexen Beschreibung, die weiterhin analytisch vorgeht, jedoch anders als die klassische Logik zugleich mit *Autonomie* und *Heteronomie* umgehen kann.**

Sie erlaubt einen Übergang von der *deterministischen Welt* des Seins in eine *dynamische* und *zukunftsoffene* Welt des Werdens. Sie macht es möglich, Systeme zugleich als operational geschlossen als auch in Relation und Beziehung zu ihrer Umwelt zu begreifen.

Im Folgenden geht es darum, Günthers Idee der Polykontexturalität zumindest insoweit vorzustellen, als dass wir die zentralen Begrifflichkeiten seiner Konzeption für die weitere Analyse produktiv nutzen können.9

9 Siehe zu einer gründlicheren Einführung Kurt Klagenfurt (2001), Rudolf Kaehr (1993) und vor allem auch Nina Ort (2007). Darüber hinaus natürlich das Werk von Gotthard Günther. Siehe als Einstieg etwa Günther (1963).

35

Beginnen wir dabei mit einer Frage, die auch für den Hirndiskurs von hoher Relevanz ist, nämlich der Frage nach dem **Verhältnis von Subjekt und Objekt**.
Dieses Verhältnis ist tief in jede Denkbewegung eingewoben. Das Denken hat immer einen Gegenstand, sei es der Gedanke selbst, auf den es verweist, oder aber eine wie auch immer geartete Referenz auf eine sinnliche Erfahrung. Es hat immer ›etwas‹ zum Inhalt und kann nicht ›nichts‹ zum Inhalt haben.

Man könnte jetzt einwenden, dass sich doch auch die Negation des Seins thematisieren lässt, man kann zum Beispiel sagen, ›dieses Ding gibt es hier nicht‹, doch diese semantische Operation funktioniert nur, indem ein Satz formuliert wird, der nun wiederum als ein Gedanke objektiviert werden muss.

Man kann nicht denken, ohne *etwas* zu denken. **Das absolute ›Nichts‹ ist ein Bereich, der weder sinnlich erlebt werden noch *positivsprachlich* in sinnvoller Weise gefasst werden kann. Um es hier im Sinne von Wittgenstein auszudrücken, die Substantivierung der logischen Operation ›nicht‹ zu einem ›Nichts‹ ist unsinnig, denn das Sein ist qua Existenz nicht negierbar.**

Zweiwertige Logik und das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten

Hieran schließt sich die klassische Identitätslogik und die hieraus abgeleitete Ontologie an. Es muss davon ausgegangen werden, dass ein Gegenstand mit sich selbst identisch ist (A = A), also entweder etwas Bestimmtes ›ist‹ oder dieses eindeutig ›nicht ist‹. Ein Drittes ist hier nicht gegeben.

Die Aussage ›A kann auch $\neq$ A sein‹ erscheint aus dieser Perspektive widersprüchlich und ist entsprechend als unsinnig zurückzuweisen.

Auf Basis dieser klassischen Logik lässt sich Welt nur auf eine spezifische Art und Weise begreifen. Indem nun auf der einen Seite des Gleichheitszeichens derselbe Wert stehen muss wie auf der anderen, definieren sich

Wahrheitsbedingungen (entweder *wahr* oder *falsch*).
Hieraus lassen sich dann kompliziertere Kausalitätsbeziehungen formulieren, entsprechend denen die auf der einen Seite benannten Ursachen aufgrund einer spezifischen funktionalen Beziehung zu einem wohl definierten Effekt auf der anderen Seite führen (ansonsten ist das vorgeschlagene Kausalitätsmodell falsifiziert).10

10 Dies lässt sich dann auch wahrscheinlichkeitstheoretisch reformulieren: Die Wahrscheinlichkeiten auf der einen Seite sind mit Häufigkeitsverteilungen auf der anderen Seite zu korrelieren.

36

Die Identitätslogik führt zu einem Wissenschaftsverständnis der kausalen Erklärung entsprechend der das Sein die Reflexion determiniert. Insofern die Wirklichkeit richtig erkannt ist, fügt die Reflexion dem Sein nichts hinzu. Der Beobachter erscheint hier nur als *Spiegel* der Realität. Auch das Subjekt muss im strengen Sinne der Kausalität verschwinden, denn es fügt der objektiven Wirklichkeit ebenfalls nichts hinzu. *Tertium non datur*.11

11 »Wer objektives Sein denkt, der unterwirft unweigerlich seinen Reflexionsprozess dem Prinzip der Identität, des verbotenen Widerspruchs und jenem dritten Prinzip, das verbietet, daß die Reflexion über das Thema ›Sein‹ hinausgeht. Das Tertium non datur impliziert, daß auf dem Boden einer zweiwertigen Logik die Reflexion sich selbst als Sein verstehen muß. D. h., sie ist immer diejenige positive Bestimmung, die das ihr gegenüberstehende Ding nicht ist. Sie kann nichts ›Drittes‹ sein. Das Dritte existiert nicht, weil es aus dem Gesamtthema des Denkens herausfällt. Dieses Thema ist ›Sein‹ und nicht ›Nichts‹« (Günther 1978, 152 f.).

Wir begegnen hier dem hirnwissenschaftlichen Befund, dass, sobald man Kognition objektivistisch beschreibt, außerhalb des physikalischen und chemischen Universums nichts zu finden ist, was einer kausalen naturwissenschaftlichen Erklärung etwas hinzufügen könnte. Die elektrischen Aktivitäten der Nervenzellen, die beim Sprechen verursachten Schallwellen und die sensorische Reizung der Sinneszellen durch den Schall bilden hier ein vollständiges und logisch geschlossenes Universum der Erklärung, indem das Bewusstsein bestenfalls noch als spiegelndes, aber kausal nutzloses Epiphänomen in Erscheinung treten kann. Dies schließt nicht aus, dass Subjektivität thematisiert werden kann. Man kann sehr wohl darüber sprechen, wie das Gehirn Bewusstsein erzeugt, welche Gedanken mit welchen Zuständen korrelieren – oder man kann seinen Zweifel *betrachten*, um hieraus einen Hinweis für die eigene Existenz abzuleiten.

Doch durch diese Objektivierungen wird die Subjektivität wiederum ihrer eigentlichen Qualität beraubt. Um mit Nina Ort zu sprechen: »**Entweder wird Subjektivität als Thema ermöglicht – dann jedoch um den Preis der Subjektivität, nämlich als Objektivität –, oder Subjektivität bleibt aus dem Bereich der Objektivität vollkommen ausgeschlossen. Wie auch immer, thematisiert werden kann demnach nur ein völlig objektives, subjektfreies Universum des ›Seins‹. Insofern ergibt sich aus diesem Erkenntnismodell eine einwertige Ontologie**«.12

12 Ort (2007, 33).

Die Möglichkeit, dass Bewusstsein oder Subjektivität einen zusätzlichen Unterschied machen, also der objektiv beschriebenen Welt etwas Drittes hinzufügen, ist innerhalb der zweiwertigen Logik nicht denkbar.13

13 »**Die Platonisch-Aristotelische Tradition unseres Denkens ist deshalb so exklusiv seins-thematisch, weil sie selbst dort, wo sie sich ausdrücklich nicht mehr in metaphysischen Kategorien bewegt, nichtsdestoweniger ausschließlich auf das dem Denken entgegenstehende dinghafte Objekt gerichtet ist und Subjektivität ebenfalls nur als in sich beschlossenes Etwas, d. h. ›objektiv‹ begreifen kann. Subjektivität, Geist, Sinn wird in dieser Logik entweder nur a-thematisch mitgeführt oder fremd-thematisch verstanden. D. h., es wird unter einer logischen Fundamentalkategorie begriffen, die dem Wesen der Subjektivität völlig fremd ist. Die Fundamentalkategorie ist: objektive Identität.**
Aber das ist gerade das Wesen der Subjektivität, daß sie nicht mit ihrem Gegenstand identisch ist. Sie reflektiert die Identität nur als das Wesen des anderen, das ihr in den in sich selbst beschlossenen Dingen gegenübertritt
« (Günther 1978, 141 f.).

37
An dieser Stelle ist es wichtig, das Ergebnis im Auge zu behalten, auf das Günther hin argumentiert. Es geht ihm *weder* darum, ein inneres Seelenwesen als zusätzliches *Sein* zu etablieren, noch eine andere metaphysische Spekulation zu entfalten. Sein Ziel ist vielmehr **im Anschluss an Hegel, einer transklassischen Logik den Weg zu bahnen, in der auch das Nicht-Sein eine eigenständige Rolle in der Welt spielen kann**.

Es geht hier also nicht darum, die klassische Logik für ungültig zu erklären oder durch parapsychologische Faktoren zu ergänzen, sondern eine Perspektive zu entwickeln, welche die klassische Identitätslogik enthält, diese jedoch nur als den lokalen Fall einer **übergreifenden reflexiven Struktur des Werdens** begreift.

Mehrwertige Logik

Wie geht nun Günther vor: Im einfachsten Fall wird die zweiwertige Logik durch nur eine weitere Reflexionsinstanz erweitert. **Neben der Subjekt-Objekt-Dichotomie der klassischen Identitätslogik entsteht ein zweiter Ort der Reflexion und hiermit ergeben sich *zwei* subjektive Komponenten, was eine Reihe von Konsequenzen mit sich bringt. Mit Günther finden wir nun eine ›*Es-, Ich-, Du-Struktur*‹ vor. Die Positionierung über drei Orte ergibt unterschiedliche Reflexionsmöglichkeiten.**

Das Es-Ich-Verhältnis lässt sich weiterhin im Sinne der klassischen Identitätslogik als eine Spiegelung von Sein beschreiben, entsprechend der das Subjekt dem Sein nichts hinzufügt, sondern dieses einfach nur erkennt. Beim Ich-Du-Verhältnis stellt sich die Sachlage jedoch anders dar. Das ›Du‹ erscheint im reziproken Austauschverhältnis nun als ein anderes ›Ich‹, das jetzt selbst eine Subjekt-Objekt-Relation – und damit eine eigene klassische Kontextur – bildet. Um hier wieder mit Ort zu sprechen: »[Kein] ›Ich‹ reflektiert ein ›Du‹ einfach *nur* als ein Objekt. Wie ich bereits angedeutet habe, gesteht es dem ›Du‹ autologisch Subjektivität zu,

38
obwohl das ›Du‹ dem ›Ich‹ so fremd bleibt, wie jedes andere Objekt. Da die Reflexion des ›Du‹ also kein einfaches ›Sein‹ reflektiert, sondern ›Reflexion‹, kann sie diese nur als ›leeren Akt‹ reflektieren, das heißt als Wille oder als Handlung«.14 Ort (2007, 145).

Die Reflexion des Du fügt diesem etwas hinzu, was durch die Spiegelung von Sein im Subjekt nicht gedeckt ist, denn es gibt keine objektiven Kriterien, um zu beurteilen, ob das Du wirklich ›Subjektivität‹ besitzt oder ob man es lediglich mit einem hoch entwickelten strukturdeterminierten Automaten zu tun hat.15

15 Richard Rorty hat hierzu ein wunderschönes Gedankenexperiment auf Grundlage der Annahme von menschenähnlichen Zwitterwesen auf einem anderen Planeten vorgelegt (Rorty 1987 [1979], 85 ff.).

Man kann Subjektivität nur durch Reflexion zuschreiben und hiermit tritt die Reflexion unweigerlich nun selbst in die Beziehung von Ich und Du mit ein. Die Reflexion fügt hiermit der Welt etwas Eigenständiges, etwas Drittes, hinzu.

In soziologischer Hinsicht begegnen wir hier dem von Talcott Parsons beschriebenen **Problem der *doppelten Kontingenz***. Das Ich weiß nicht, was im anderen Ich vorgeht und umgekehrt (es kann noch nicht einmal wissen, ob der andere überhaupt über Bewusstsein verfügt).

Mit Blick auf die Dyade finden wir nun die Situation einer *doppelten Unsicherheit* vor, die sich nur dadurch stabilisieren lässt, dass beide Akteure aufgrund des beobachtbaren Verhaltens des jeweils anderen ihre eigenen Zurechnungs- und Erwartungsmuster etablieren. Hinsichtlich der eigenen Selbstfestlegung und damit auch der eigenen Struktur lässt man sich also dadurch konditionieren, wie man den anderen einschätzt.

Auf dieser Basis kommen wir schließlich mit Luhmann zu einem **dreigliedrigen Kommunikationsbegriff, der sich aus den drei Selektionen Information, Mitteilung und Verstehen zusammensetzt.**16

16 Vgl. Luhmann (1993, 191 ff.).

Kommunikation kann jetzt nicht mehr im Sinne eines zweiwertigen, repräsentationalen Weltmodells qua Information auf ein Sein verweisen (etwa in dem Sinne, dass der eine etwas sagt und der andere dieses versteht).

Das Verstehen hat nun mit Günther selbst eine Reflexionsleistung zu vollbringen: Es muss die Beziehung zwischen Information und Miteilung *deuten*, um erst hierdurch für sich Information erarbeiten zu können. Verstehen funktioniert nur, wenn dem anderen eine Intentionalität und Absicht zugerechnet wird, der andere also als *kommunikativ* Handelnder *gesehen* wird. Information – das Wissen um das, was der Fall ist – ist nun nicht mehr ontisch, qua Verweis

auf eine objektive Realität gegeben, sondern errechnet sich erst durch eine Reflexion, die auf diesem Wege selbst in den Strukturbildungsprozess eingreift.17

17 Hierdurch ergibt sich dann mit Blick auf die Du-Position ein ganzes Spektrum möglicher Varianten der Sinnkonstitution (will der andere täuschen, sind hier unbewusste Motive am Wirken; hat das, was gesagt wird, überhaupt einen Sinn oder entspringt es nur einem pathologischen Gehirn etc.).

39

Gehen wir mit Günther einen Schritt weiter. **Mit der ›*Es-, Ich-, Du-Struktur*‹ haben wir eine dreiwertige Logik, in der gleichzeitig mehrere Reflexionsverhältnisse gelten**.

›Ich-Es‹ und ›Du-Es‹ bilden jeweils eine zweiwertige Kontextur, die im Sinne der *zweiwertigen* Identitätslogik als Repräsentation der Wirklichkeit erscheint. ›Ich-Du‹ erscheint demgegenüber als ein Reflexionsverhältnis, das sich durch Deutung und Zurechnung, nicht jedoch als eine repräsentierende Abbildung realisiert.

Darüber hinaus ergibt sich eine weitere Möglichkeit der Relationierung, die darauf beruht, dass das Verhältnis von zwei Positionen zueinander reflektiert werden kann. Das ›Ich‹ kann nun etwa das Verhältnis von ›Es-Du‹ vergegenständlichen.

Es blickt auf die klassische zweiwertige Kontextur von Objekt und Repräsentation und kann aufgrund der reflexiven Distanz mit der ***Rejektion*** eine *transklassische* Operation vollziehen, welche die durch die binäre Struktur aufgeworfene Sicht verwirft (so lässt sich nun beispielsweise sagen: ›Was Du wahrnimmst, ist eine Täuschung‹).

Die durch eine klassische Kontextur aufgespannte Subjekt-Objekt-Dichotomie kann lediglich festellen: Da ist etwas Bestimmtes oder dieses bestimmte Etwas ist nicht. Aus dem Blickwinkel einer weiteren Kontextur jedoch, welche dieses Verhältnis reflektiert, ergibt sich ein ganzes Spektrum an Alternativen: Das, was dort ist, kann unbestimmt bleiben, in anderer Weise bestimmt werden oder als noch nicht bestimmt erscheinen.

Beispielsweise sagt ein Mann zu einer Frau: ›Ich liebe Dich‹. Mit Blick auf die Selektion von Information und Mitteilung mag nun zunächst *klassisch* geschaut werden, ob die Aussage denn wirklich so gemeint sein kann, die Wahrnehmung eines liebevollen Blicks oder einer gegenteiligen Geste die Aussage verifiziert oder falsifiziert. 18

18 »›Wahr‹ ist *deshalb* kein einfacher logischer Wert mehr, weil das Wahre in der Ich-Du-Relation eine andere logische Struktur zeigt als in der Ich-Es oder Du-Es Beziehung. In der klassischen Logik etabliert die Negation eine Existenzdifferenz zwischen Sein und Nichtsein. Es ist evident, daß der Unterschied zwischen ›Ich‹ und ›Du‹ nicht als Existenz- sondern als Reflexionsdifferenz gedacht werden muß« (Günther 1976, Die philosophische Idee einer nicht aristolischen Logik, S. 27 f. hier zitiert nach Ort 2007, 94 f.).

40
Darüber hinaus lässt sich aber auch die Alternative Liebe/Nicht-Liebe verwerfen und vermuten, dass es um ein anderes Thema geht (beispielsweise darum, das schlechte Gewissen zu vertuschen, mit einer anderen geflirtet zu haben).

Drittens ist es möglich, die Aussage in der Schwebe des Noch-Unbestimmten zu halten, um dann vielleicht durch das eigene Anschlussverhalten mit beitragen zu können, dass sich Liebe entwickelt. Schon in diesem kleinen Beispiel finden wir Verweise auf Reflexionsverhältnisse, die sich nicht mehr auf die binäre Struktur von wahr/falsch reduzieren lassen, sondern in denen der Wechsel von einer zur anderen Kontextur in Betracht gezogen werden kann und hierdurch eine offene *Prozessualität* denkbar wird.19

19 »An dieser Stelle greift die Kybernetik mit ihrer Theorie der selbstreflektierenden Systeme ein und stellt fest, daß es reflexionstheoretisch betrachtet ein Umtauschverhältnis nicht nur eine Alternativsituation zwischen zwei Werten repräsentiert, die zur Parteinahme für das eine oder das andere Verhältnisglied verlocken, sondern daß sich noch eine zweite, tiefer fundierte (trans-klassische) Alternative anbietet: man kann nämlich das Alternativverhältnis von zwei Werten akzeptieren oder als Ganzes verwerfen« (Günther 1963, 148 f.).

Es ist an dieser Stelle wichtig, zu begreifen, dass die subjektiven Komponenten ›Ich‹ und ›Du‹ nicht ontisch zu verstehen sind, etwa als mit inneren Seelenwesen ausgestattete biologische Maschinen. Innerhalb der Güntherschen Konzeption bezeichnen sie nur die logische Anordnung ***räumlich verteilter* Reflexionsperspektiven**.

Entscheidend für das Verständnis der hier entwickelten Denkfigur ist die **kybernetische Einsicht, dass Lebewesen nicht nur in einer Umwelt sind, sondern eine Umwelt haben.**
Während ein Stein zu seiner Umwelt in einem Verhältnis steht, indem seine Orts- und Geschwindigkeitsbestimmung vollkommen determiniert sind, verhält sich die Sachlage bei Lebewesen anders. Ihr Verhältnis zur Umwelt ist auch durch ihre *interne* Organisation der *Informationsverarbeitung* bestimmt.20

20 Um mit Gregory Bateson zu sprechen: wenn man einen Stein tritt, weiß man, was passiert, er fliegt entsprechend der newtonschen Gesetze durch den Raum, tritt man einen Hund, hat man es demgegenüber mit einem unberechenbaren Eigenverhalten zu tun. Vgl. Rolf Todesco (2007).

Selbst in einer deterministischen Beschreibung müssen sie deshalb als eine ***nicht triviale Maschine*** erscheinen, deren Verhalten üblicherweise nicht voraussagbar ist, da dieses von einer in der Regel unbekannten Interaktionsgeschichte abhängig ist.21

21 Siehe zu trivialen und nicht trivialen Maschinen Heinz von Förster (1994, 357 ff.).

41
Aus kybernetischer Perspektive darf Information deshalb nicht mehr entsprechend der Metapher vom Nürnberger Trichter als Übertragung von Fakten verstanden werden, sondern ist als ein *Selektionsprozess* zu konzipieren, der ausschließlich von den *Eigenzuständen* des Lebewesens moderiert wird.

Information erscheint nun mit Gregory Bateson als ›ein Unterschied, der einen Unterschied macht‹ – nicht mehr und nicht weniger.22
22 Siehe Bateson (1987). (Bateson: Angels Fear)

Selbst Pflanzen – man denke hier beispielsweise an Sonnenblumen, die ihre Blüte dem Sonnenverlauf anpassen – verhalten sich zu ihrer Umwelt, was jedoch voraussetzt, dass sie über einen internen Prozess verfügen, der zumindest ein rudimentäres Modell der Umwelt erzeugt, an das sich dann ein Regelprozess anschließen kann, und in diesem Sinne lässt sich mit Günther auch bei einfachen Organismen davon sprechen, »daß ein System eine Umwelt besitzt«, dass es »kraft seiner internen Organisation« in der Lage ist, »diese Umwelt, qua Umwelt in sich abzubilden«.23
23 Günther (1976): Das metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik. S. 209. Hier zitiert nach Ort (2007, 83).

System als komplexer Begriff

Hiermit kommen wir zu dem Systembegriff der modernen Systemtheorie, entsprechend der **ein *System [S]* als *Funktion [f]* seiner selbst *und* seiner *Umwelt [U]* angesehen werden muss *(S = f [S,U])*.**

Das System erscheint nun weder durch sich selbst noch durch Umwelteinflüsse determiniert. Am ehesten könnte man sagen, dass es unter dem Einfluss von Umwelt sich selbst und damit auch seine Bezugnahme auf Umwelt verändert.

Solchermaßen charakterisierte Systeme sind im Sinne der *zweiwertigen* Logik nicht zu beschreiben, denn es gilt weder die *identitätserhaltende* Beziehung *S = S* noch eine eindeutige Kausalbeziehung im Sinne von *S = f [U]*, entsprechend der die Systemzustände durch die Umwelt vollständig determiniert werden.

Erst eine *polykontexturale* Beschreibung hilft aus dem Dilemma der klassischen Logik, welche ein System nur *tautologisch* (mit sich identisch) oder *paradox* (mit sich nicht identisch) beschreiben kann. *Sreflexiv* tritt als dritter Wert mit in die Beschreibung hinein.

Das System gewinnt hierdurch zwischen Selbst- und Umweltdeterminierung eine **weitere Möglichkeit der Strukturgenese**. Es kann jetzt auch **die Relation zwischen sich selbst und der Umwelt reflektieren**.

Mit Blick auf die Kontextur *S–U* erscheint das System weiterhin als ein Sein, welches sich entsprechend der klassischen Physik kausal über definierte Energie und Materieflüsse beschreiben lässt.

In der Kontextur *(S–U)reflexiv* kommt mit dem Beobachter jedoch eine reflexive Instanz ins Spiel, die im Sinne der Batesonschen Information einen Unterschied macht und entsprechend das System als autonom charakterisiert, als ein Aggregat, das der Umwelt mit Eigenaktivität

gegenübertritt und hiermit eine Verschiebung einleitet, die von einem determinierten Sein wegführt und zu einem zukunftsoffenen Werden hinleitet.24

24 Eine in diesem Sinne verstandene Kybernetik führt zu einem Symmetriebruch in der Zeit. Die Zukunft erscheint nicht mehr als die kausale Verlängerung der in der Vergangenheit angelegten Bewegungen, sondern als prinzipiell offen und kann entsprechend in verschiedene Strukturvarianten einrasten (vgl. diesbezüglich Prigogine 1979).

Hiermit tritt mit Blick auf die Evolution von Systemen und ihren Umwelten das Neue auf die Bühne.25

25 Mit Baecker gesprochen kommt hier ein Joker mit ins Spiel: »Das kleine *f* verschob die Frage nach der Reproduktion des Systems auf ein Drittes, das sich weder in der Identität des Systems (S = S) noch in der Differenz zwischen System und Umwelt (S $\neq$ U) erschöpfte. Dieses Dritte ist der Joker, den niemand je zu Gesicht bekam, dem die Systemtheorie jedoch nicht aufhört nachzustellen« (Baecker 2002, 86).

Systeme lassen sich also nur dann sinnvoll beschreiben, wenn man ihnen eine subjektive Komponente zugesteht. Es ist hier wieder notwendig zu verstehen, auf welcher Abstraktionslage Günther diese Einsicht formuliert. Es ist nicht die Rede von einem phänomenalen Bewusstsein, sondern allein von einem ›Beobachter‹, der – wie auch immer realisiert – eine Reflexionsinstanz darstellt, die – nach welchen Kriterien auch immer – unterscheiden kann – und hieraus Schlüsse zieht, die im System selber wieder wirksam sind.

An dieser Stelle kommen wir zu einem weiteren wichtigen Punkt, nämlich dem der *Intransparenz* zwischen System und Umwelt. Hieraus entstehen zusätzliche Freiheitsgrade. **Systeme haben eine Umwelt – oder besser gesagt: ein *Modell der Umwelt* – und befinden sich *in* einer Umwelt.**

Die systeminnere Umwelt wird durch die systemäußere Umwelt moduliert, jedoch nicht in der Weise kausal bedingt, dass drinnen abgebildet wird, was draußen vor sich geht. Ganz im Sinne von Jean Piaget folgen die Reflexionsleistungen der Struktur des kognitiven Systems und nicht der Erscheinung der wirklichen Welt.26

26 Siehe etwa Piaget (1992). Siehe mit Blick auf eine Kritik an einer Philosophie, die von der Struktur und damit der Genese des Erkennens absieht Piaget (1985). Vgl. hinsichtlich der Beziehung zwischen Piaget und dem neurobiologischen Konstruktivismus auch Rusch (1994).

Hieraus lassen sich zwei wichtige Konsequenzen ableiten. Zum einen **hat das Modell der Umwelt immer eine niedrigere Komplexität als die Verhältnisse der Umwelt selber. Die Wirklichkeit ist stets komplizierter und vielfältiger, als ihr Modell es sein kann.**

Zum anderen erscheint jedes hinreichend elaborierte System für einen weiteren Beobachter als komplex. Beim besten Willen wird er nicht in der Lage sein, die Kausalbedingungen des Systems nachzuzeichnen, welche das Verhalten des Systems bestimmen. Dieselbe *Intransparenz* gilt dann

43

allerdings auch für die *Selbstbeobachtung*. Auch eine noch so gute

Modellierung der Eigenzustände erlaubt es nicht, vorherzusagen, wie man in einer konkreten Situation reagieren würde. Mit Blick auf die Weltzustände sind die Selbst- und Fremdmodellierungen also nicht nur lückenhaft, sondern unterliegen einem unhintergehbaren Komplexitätsgefälle, das in die Beziehung zwischen System und Umwelt eingelagert ist.

Volition

Was bedeutet dies aber nun für die Art und Weise, wie Systeme mit ihrer Umwelt umgehen? Günther kommt hier zu seiner bekannten **Differenzierung zwischen *Kognition* und *Volition***.

Der Kognition entspricht die Auffassung einer zweiwertigen Logik, nach der das Subjekt das Sein einfach *spiegelt,* ohne etwas hinzuzutun. Würde man nun theoretisch die Welt entsprechend einem Gottesaugenstandpunkt vollkommen in ihren Bewegungen erkennen können, so würde damit auch die Zukunft bestimmt sein, denn dem beobachtenden Subjekt würde entsprechend der zwingenden Einsicht nichts anderes übrig bleiben, als sich den Trajektorien einer längst geschriebenen Rationalität zu fügen.27

27 »[Ein] absolut, *allwissendes* Selbstbewusstsein ist reine Erinnerung und steht somit transzendental am Ende *aller* Zeiten. (Denn wenn es für dieses Bewusstsein noch eine Zukunft gäbe, die sich als freie, noch *unbestimmte* Möglichkeit eines handelnden Willens darstelle, dann wäre es eben nicht allwissend infolge seiner Ohnmacht die Zukunft zu bestimmen! « (Günther (1976), Wahrheit, Wirklichkeit und Zeit, hier zitiert nach Ort 2007, 168 f.).

Entscheidend für das Verständnis realer Systeme ist aber nun, dass sie aus prinzipiellen Gründen nicht einmal ansatzweise über eine diesbezügliche Weltbeschreibung verfügen.
Die vielfältigen Kontingenzen der Umwelt sind nicht zu beherrschen, in ein anderes Subjekt lässt sich nicht hineinschauen und auch die Beziehung zwischen dem eigenen Bewusstsein und den eigenen (physiologischen Zuständen) bleibt verdunkelt.

Hieran schließt sich ein **Konzept der *Volition* an, das einerseits an der Intuition eines willentlichen Entscheidungsaktes anknüpft, ohne jedoch dabei einer subjektphilosophischen Tradition folgen zu müssen, welche das Konzept der Willensfreiheit transzendental überhöht.**

Volition erscheint nun einfach als Antwort auf die Tatsache, dass die **Beziehung zwischen Welt und Modell *unterbestimmt* ist.** Der *intentionale Akt* verweist damit weitaus weniger auf eine äußere Welt, als es dem *Commen Sense* erscheint. Er zielt vor allem auf eine näher
44
nicht zu bestimmende *Leerstelle zwischen Umwelt und Modell der Umwelt*.

Sie erscheint als ein Systemzustand, der erst mit einer Handlung in eine Form einrastet, welche die Unbestimmtheit unterbricht,

indem sie eine neue Ordnungsrelation herstellt. Um es hier mit Nina Ort zu formulieren: »Die Handlung orientiert sich nämlich nicht an einem konkreten Objekt – denn genau dies wäre nichts anderes als die bereits im klassischen Erkenntnismodell dargestellte Reaktion auf etwas, das bereits existiert. Der hier intendierte Begriff der Handlung beschreibt *Handlung als ordnenden, gestaltenden Zugriff auf eine an sich noch unbestimmte Situation*. [...] Der Wille oder die Handlung bezieht sich auf eine indeterminierte oder unbestimmte Situation und nicht auf ein konkretes Objekt oder Wirklichkeitsdatum, das bedeutet auf *eine Relation*«.28

Frei nach Heinz von **Foersters Diktum, dass wir nur jene Fragen entscheiden können, die prinzipiell unentscheidbar sind**,29 erzeugen die Kompartimentierungen der sich *selbstreferenziell* zugleich *abkapselnden* wie auch auf die Umwelt *beziehenden* Systeme jene ***Indifferenzlagen*, die nur noch durch *Entscheidung*, d. h. durch ein Hineinspringen in eine ordnende Praxis, zu bewältigen sind.**

Die psychische Praxis des Denkens im Speziellen und die Reflexion als generelle Praxis von Systemen erschaffen gewissermaßen eine Problemlage, die lediglich durch Eigenaktivität überwunden werden kann. Ihre Unterscheidungen erzeugen ein Wissen und eine Kognition, die jedoch zugleich jene Grenzen mitproduziert, die dann nur durch *volitive Handlungen* als dem nächsten *Ordnungsschritt* überschritten werden können.

Man könnte sagen, der Prozess kommt gewissermaßen nicht weiter und erzeugt hiermit eine Reflexionsverlegenheit, die nur dadurch durchbrochen werden kann, indem eine weitere *willkürliche* Unterscheidung wieder Ordnung herstellt. **Innerhalb einer polykontexturalen Beschreibung erscheinen Volition und Kognition nun als zwei unterschiedliche Orte, in denen sich *Es* und die zwei subjektiven Komponenten *Ich* und *Du* aus jeweils unterschiedlicher Reflexionsperspektive zueinander in Beziehung setzen**.

Die **Kognition** erscheint als das zweiwertige Modell der klassischen Logik, entsprechend der nur etwas Bestimmtes und nicht etwas anderes gesehen werden kann. Der Konnex zwischen Kognition und Wirklichkeit ist eindeutig definiert. Die **Volition** entspricht einer Reflexion der Beziehung zwischen dem ›Es‹ und dem als ›Du‹ vergegenständlichten ›Ich‹. Hierdurch eröffnen sich **Möglichkeiten, von den durch die zweiwertige Logik vorgegebenen Wirklichkeitssichten abzuweichen (Rejektion)**.

28 Ort (2007, 157 f.).
29 Siehe v. Foerster (1994, 351).

45

Der Prozess kann in eine andere Deutung einrasten, eine andere Kontextur anlaufen, die dann jedoch – sobald als Kognition verfestigt – wieder den Charakter der klassischen Identitätslogik annimmt, denn im Denken – nun als Einheit von Erkennen und Handeln zu

verstehen – erscheint wiederum etwas Bestimmtes und nicht etwas Unbestimmtes.30

30 »Der in die Geschichte gestellte Mensch kann die ihm in der Umtauschreflexion gegebenen Alternativen nicht in der Schwebe lassen. Um zu existieren, muss er eine der beiden Seiten bejahen und sie verwirklichen. Aber diese Akzeption des Umtauschverhältnisses als Basis einer Entscheidung zwischen den Verhältnisgliedern hat die paradoxe Wirkung, daß eben durch jenes Akzeptieren das Umtauschverhältnis als logisches Fundament der Freiheit verloren geht. **Die unvermeidlich gewordene Entscheidung verwandelt es in eine Wertproportion, in der sich Wahr und Falsch, und Gut und Böse als miteinander unvertauschbar feindlich und unversöhnlich gegenüber stehen**« (Günther 1963, 149).

Die Symmetrie ist nun gebrochen. Die (möglichen) Alternativen sind zu einer Entscheidung dekomponiert. **Kognition und Intentionalität, Objektivität und Wollen erscheinen hiermit als verschiedene Orte einer sich selbst konstituierenden Dynamik *eines* übergreifenden Prozesses. Dieser lässt auf der einen Seite den auf ein Objekt gerichteten Willen ausfallen und auf der anderen Seite eine Kognition entstehen, welche eine objektivierende Realität erzeugt.**

Beide Aspekte erscheinen als **komplementäre zweiwertige Kontexturen**, die dann jeweils im Sinne der klassischen Logik in sich widerspruchsfrei operieren.31 **Handlungen erscheinen aus dieser Perspektive »als Form der Reflexivität, und noch genauer, als Reflexivität, die sich nicht auf ein Objekt, also auf ›Sein‹ bezieht, sondern Sein erst erzeugt**«.32

31 »Wille und Vernunft sind Ausdruck ein und derselben Tätigkeit des Geistes, jedoch von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Mit anderen Worten: Vernunft und Wille oder einerseits theoretische Reflexion und andererseits kontingente Entscheidung sind nur reziproke Manifestationen ein und derselben ontologischen Konfiguration, die durch die Tatsache erzeugt werden, daß ein lebendes System sich dauernd durch wechselnde Einstellungen auf seine Umgebung bezieht. Es gibt keinen Gedanken, der nicht stetig vom Willen zum Denken getragen wird, und es gibt keinen Willensakt ohne theoretische Vorstellung von etwas, was dem Willen als Motivation dient« (Günther 2002: Erkennen und Wollen, S. 237 zitiert nach Ort 2007, 154).

32 Ort (2007).

46

Die klassische Logik sieht hier zusagen immer nur das Produkt, das Ergebnis einer Reflexion, die dann widerspruchsfrei Dinge oder vergegenständlichte Subjekte ausfällt, dabei aber den reflexions-, unterscheidungs- und damit theoriegeleiteten Prozess verdeckt, der diese Kontexturen eröffnet.33

33 **Dies ist nur *positiv* möglich. Es kann nur *etwas* benannt und nicht *nichts* benannt werden. Die *negative* Seite dieses Prozesses, das Werden und das Noch-Nicht, können hier nicht gefasst werden**, wenngleich dieser unsichtbare Prozess dem Ausfällen positiver Werte zugrunde liegt. »Die Positivsprache ist demnach diejenige des klassischen Denkens, das dem Sein zugewandt ist, und beschreibt, was als abgeschlossener Prozess existiert und sich dem Zugriff des Willens entzieht. Es ist eine Sprache, mit der die ›Dinge‹ identifiziert werden sollen. Die Positivsprache lässt sich also als diejenige Sprache beschreiben, die sich stets auf das Sein bezieht – und gerade deshalb besitzen in ihr die klassischen Axiome der Logik

ihre vollkommene Gültigkeit, denn es würden tatsächlich gravierende Widersprüche auftreten, wenn ein objektives Datum des Seins zugleich negiert, etwas anderes oder etwas Drittes sein soll, anstatt einfach identitätslogisch das, was es ist« (Ort 2007, 173). Demgegenüber beschäftigen sich dann »Negativsprachen« nicht »mit dem Sein, sondern mit Prozessualität, das heißt, altmodisch ausgedrückt, mit dem ›Werden‹, dann ist das ›Sein‹ nur mehr ein Produkt von Prozessualität selbst« (Ort 2007, 181).

Um es hier hermeneutisch zu fassen: **Weil Systeme es mit einer undurchschaubaren Wirklichkeit zu tun haben, müssen sie diese durch Deutung – man könnte auch sagen durch Beobachtung – festlegen**.34

34 Auf Ebene einer Welttheorie legt genau dies dann auch eine *informationstheoretische Interpretation* der *Quantentheorie* nahe. Die Beobachterabhängigkeit kommt in der Physik dann nämlich nicht deshalb ins Spiel, weil ein inneres Seelenwesen die Macht hat zu entscheiden, sondern weil die Quantenbeschreibung prinzipiell einen Freiheitsgrad zu wenig aufweisen muss, also die Frage, wie die Welt sich in ihrem Verlauf entscheidet, nicht mehr kausal bestimmbar ist, sondern nur noch durch Beobachtung entscheidbar ist. In einer solchen Quantenwelt fallen aus dem Möglichkeitsraum potentieller Alternativen erst durch den Beobachtungsprozess konkrete Teilchen aus den sich zuvor noch überlagernden Wahrscheinlichkeitswellen noch nicht entschiedener Zustände aus. Siehe mit Blick auf die Beziehung von Quantentheorie und Informationstheorie etwa Zeilinger (2005).

Wenn wir es mit Dingen zu tun haben, reicht die zweiwertige Identitätslogik aus. Notwendig wird eine komplexe, *polykontexturale* Beschreibung jedoch immer dann, wenn wir es mit *rekursiven*, sich auf sich selbst verweisenden Prozessen zu tun haben. Das Paradebeispiel hierzu ist natürlich das *Bewusstsein* und entsprechend muss sich jede Theorie des Bewusstseins in Widersprüche verstricken, sobald sie dieses positiv, das heißt seinslogisch, zu begreifen sucht.

47

Denn entweder verschwindet das Bewusstsein in seiner Objektivierung aus dem Feld der Analyse und erscheint dann bestenfalls als ein mysteriöses Epiphänomen, das es eigentlich nicht geben kann, oder es verdinglicht sich selber als eine Substanz, die dann jedoch als inneres Seelenwesen seine eigenen Aporien erzeugt. Mit Günther ergibt sich hier demgegenüber die Möglichkeit, **Bewusstsein *deontisch* als Reflexionsinstanz zu betrachten, die gleichsam aus dem Negativen, aus dem Nicht-Sein ordnend in einen Prozess eingreift und so die im Alltagserleben bekannten Subjekt-Objekt-Relationen als *Eigenwerte der Reflexion* ausfällt.**

Kommunikation

Darüber hinaus erscheint auch die Kommunikation als ein komplexes Phänomen, das in seinem Prozessieren immerfort auf sich selbst verweist bzw. gar nicht anders kann, als Reflexionsleistungen in Anspruch zu nehmen, um Werte zu erzeugen, anhand derer sie weiterkommunizieren kann. Offensichtlich sind an Kommunikation auch Bewusstseinssysteme beteiligt.

Mit Günther wäre es grundsätzlich nicht falsch, *Ich, Du1, Du2, Du3, Duetc*. als örtlich verteilte Verweise auf psychische Systeme mitzuführen. Auf der Ebene der *Bewusstseinssysteme* ist das Sinnprozedere nun nicht mehr wie noch bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann als vorgefertigter Entwurf zu verstehen, der im Sinne eines **repräsentationalen Zugangs zur Welt** seiner Realisierung zustrebt.35

35 Siehe hier das Schützsche Diktum »Jeder Handlung geht der Entwurf voraus« (Schütz/Luckmann 2003, 465).

Vielmehr erscheint er jetzt als eine Kette sukzessiver Reflexionen, in denen jeweils das jüngste Glied den vergangenen Elementen eine Ordnungsrelation auferlegt, in der dann auch entsprechende Kognitionen und Volitionen ausfallen. Homolog **bekommt die Kommunikation ihre Bestimmung erst durch die Anschlusskommunikation**.

Anders als noch in der technischen Informationstheorie lässt sich der Sinn einer Botschaft nun nicht mehr bestimmen, indem die Information als Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Signals aus einem *definierten Auswahlbereich* zurückgerechnet wird, denn der Auswahlbereich, d. h. das Spektrum möglicher Selektionen, ist nun ebenso *unbestimmt* wie die Information.

Die dem Common Sense vertrauten Verhältnisse verkehren sich auch hier: »Man findet nicht etwas vor, das dann Anlass für Kommunikation ist. Sondern man kommuniziert bereits und findet deswegen und darin Anlässe, die es erlauben, weiterzukommunizieren oder die Kommunikation abzubrechen«.36 36 Baecker (2005, 29).

Der Ausgangspunkt ist nun nicht mehr der bestimmte Sinn und der vom Gegenüber her zu bestimmende Sinn, sondern die auf beiden
48
Seiten ungewisse Ausgangslage des bereits bekannten Problems der ***doppelten Kontingenz***.37

37 Siehe zu einer kommunikationstheoretischen Interpretation des Problems der doppelten Kontingenz vor allem (Luhmann 1993, Kapitel 3)

Zunächst erscheint der Sinn unbestimmt, um dann später in der Kommunikation in einen bestimmbaren, jedoch nicht unbedingt für beide Seiten auf gleiche Weise zu bestimmenden Sinn einzurasten. Dieser Prozess erhält gleichsam erst vom Ende der Kommunikation her seine Form. Kommunikation erzeugt dann erst die Information, »die bestimmte Nachrichten in ein Verhältnis zum mitlesenden, jetzt aber unbestimmten Auswahlbereich möglicher anderer Nachrichten setzt. Kommunikation, wird dies dann heißen, arbeitet an der Bestimmung des Unbestimmten, aber Bestimmbaren, um Bestimmtes verstehen zu können«.38

38 Baecker (2005, 22).

Wir befinden uns hier noch auf einer sehr basalen Ebene des Theoriedesigns, auf der es angmessen ist, Kommunikation neben den *Es-, Ich-, Du1- ... Dux-* Positionen als eigene Kontextur zu begreifen.

Man kann zwar mit dem Ich-Du-Verhältnis schon Zurechnungsmuster verstehen, etwa dass der eine dem anderen eine Handlungsabsicht unterstellt, ohne diese überprüfen zu können. Hierdurch erklärt sich aber noch nicht die *Emergenz* von übergreifenden Strukturen. Diese beruhen darauf, dass sich wechselseitige Zurechnungsprozesse – etwa in wiederholter Interaktion – in einer Weise stabilisieren, dass beispielsweise ein ›Streit‹ entsteht, der nun eine *strukturierende Eigendynamik* entwickelt, der sich die beteiligten Akteure auch dann nicht entziehen können, wenn sie anders attribuieren *wollten*.39

39 Siehe zur Vergemeinschaftung durch Streit insbesondere Georg Simmel (1992, 284 – 382).

Ein vierwertiges System, das über Kontexturen ›*Es, Ich, Du*‹ sowie über die Kontextur *KommunikationStreit* verfügt, gestattet strukturreiche Beschreibungen, entsprechend denen man auch damit umgehen kann, dass *Ich* und *Du* einander achten und wertschätzen, aber dennoch leicht in einen Streit verfallen, wenn sie miteinander in ein Gespräch verwickelt sind. Es werden Erfahrungsbereiche sowie deren Reflexionsverhältnisse beschreibbar, entsprechend denen man in bestimmten kommunikativen Kontexten gleichsam neben sich stehend einem *Skript* zu folgen scheint, mit dessen Rollen man sich normalerweise weder selbst noch den anderen identifizieren würde.
Es wird nun möglich, zwischen der Reflexionsposition ›*Ich-Du*‹ und ›*KommunikationStreit*‹ zu differenzieren und hier zwei unterschiedliche relationale Dynamiken zu entdecken. Zudem kann die *Kommunikation Streit* von ihrem eigenen *Ort* aus hochselektiv auf die Äußerungen der beteiligten Akteure entsprechend ihrer eigenen Typik zurückgreifen.
Nicht zuletzt – und dies ist für das Verständnis der modernen
49
Gesellschaft wichtig – kann darüber hinaus mit Anschlussoperationen gerechnet werden, die auf nicht anwesende oder unbekannte Akteure referieren, deren spezifische kommunikative Anschlüsse aber durchaus erwartbar sind.
Mit Blick auf die ausdifferenzierten gesellschaftlichen Funktionssysteme Recht, Wirtschaft, Politik, Religion etc. kommt man in Hinsicht auf die jeweils spezifische Typik der Kommunikation dann zu weiteren Systemen, die in dem Sinne autonom werden, als dass die Selektivität ihrer Anschlüsse zu einem selbstreferenziellen Selbstbezug führt, der als jeweils spezifisches Reflexionsverhältnis eine eigene Kontextur erzeugt (beispielsweise *KommunikationRecht*, *Kommunikation Wirtschaft*, *KommunikationFreundschaft*). Hierdurch kommen wir zu jenen modernen *polykontexturalen Verhältnissen*, entsprechend denen es durchaus vorkommen kann, dass man mit seinem Chef befreundet ist, es innerhalb der Organisation zu einem Streit kommt, der mit Blick auf wirtschaftliche Belange auch rechtliche Konsequenzen hat. Eine polykontexturale Beschreibung erlaubt es prinzipiell, solche vertrackten empirischen Verhältnisse zu behandeln, indem jeder Kontextur ein gesonderter Ort zugewiesen wird.
Durch die Relationierung unterschiedlicher Orte bzw. Beziehungen zwischen unterschiedlichen Orten entstehen dann eine Vielzahl

von Reflexionsmöglichkeiten, mit denen in der Praxis in der Tat zu rechnen ist. Man verwirft vielleicht zunächst die juristische Kontextur, weil man auf die Freundschaft setzt, und lässt sich später allerdings von den wirtschaftlichen Konsequenzen verleiten, doch das Recht zu zitieren. Polykontexturalität gestattet Reflexionsverhältnisse, die als Alternativen auch bestimmte Kontexturen zurückweisen lassen (*Rejektion*). Das heißt, man hat nicht nur die Möglichkeit, bestimmte Aussagen zu negieren oder zu bestätigen (z. B. ›du hast Recht‹ *vs.* ›du hast nicht Recht‹), sondern kann die Kontextur dieser Aussage selbst aufheben, um eine andere Reflexionsform zu wählen (z. B. ›es geht nicht um wahr oder falsch, sondern um Freundschaft und Liebe‹).
Die Kommunikation selbst erscheint nun per se *mehrdeutig*, *uneindeutig* und *polyvalent* und genau dies lässt sie im Operieren ständig weiter von einer Reflexionsinstanz zur nächsten fortschreiten, um dann immer wieder rekursiv auf sich Bezug zu nehmen, um neuen Sinn zu errechnen. In jedem Schritt ihres Prozessierens kollabiert die Kommunikation zu einem neuen Sinnangebot, das dann ein wenig später wieder unter einer anderen Perspektive, von einem anderen Ort her, einen anders gestalteten Anschluss bekommen mag.40

40 Genau dieser Umgang mit Unschärfen hat die Ethnomethodologie in ihren Gesprächsanalysen erkennen können, ohne jedoch ein Analyseinstrument zur Verfügung zu haben, den semantischen Strukturreichtum, der hierin steckt, bearbeiten und würdigen zu können: »Der Sinn des Sachverhalts, auf den man sich bezieht, wird vom Hörer nicht dadurch entschieden, daß er nur das bereits Gesagte in Betracht zieht, sondern daß er auch dasjenige einbezieht, was im künftigen Gesprächsverlauf gesagt sein wird. Derartige zeitlich geordnete Mengen von Feststellungen machen es erforderlich, daß der Hörer an jedem gegenwärtig erreichten Punkt in der Interaktion voraussetzt, durch das Warten auf das, was die andere Person noch zu einem späteren Zeitpunkt sage, werde die gegenwärtige Deutung dessen, was schon gesagt oder getan worden ist, später einer endgültigen Klärung zugeführt sein« (Garfinkel 1973, 208).

50

Die *Unbestimmtheiten* der Kommunikation sind *nicht zu reparieren*. Sie sind vielmehr konstitutiver Bestandteil einer Kommunikation, die allein schon durch die Ich-Du-Kontextur unterschiedliche Perspektiven auf das Geschehen eröffnet.

Mit Günther gilt entsprechend: »Alle höheren Kommunikationsformen des Menschen sind ihrer inneren Struktur nach zweideutig bis generell mehrdeutig. Kein Gedachtes – als Gedachtes – kann je absolut eindeutig verstanden werden«.41

41 Günther (1980) Identität, Gegenidentität und Negativsprache. S. 2 (zitiert nach Ort 2007, 175).

Die Leistung der Kommunikation besteht gerade darin, von Situation zu Situation mit diesen Verhältnissen zurechtkommen zu können, indem sie in einem konkreten Verstehensakt in eine klassische Lösung einrastet, sich also für einen Moment festlegt, *wer handelt* und *was* dieser oder diese damit gemeint haben könnte, um dann im nächsten Moment erneut in den unscharfen Raum mehrdeutiger Verhältnisse abzutauchen, bis dann ein neuer Verstehensprozess die

nachfolgende Deutung verdichtet.

Im Sinne des Befundes, dass wir nicht mehrwertig denken können, sondern stets zweiwertig in eine Form einrasten, die etwas denkt, sich etwas vergegenwärtigt und aus dem Möglichkeitsraum potentieller Kontexturen eine bestimmte auswählt – und sei es die Kontextur der vergleichenden Reflexion zweier alternativer Kontexturen – erscheint Kommunikation nun als eine fortwährende Sinnevolution, die sich die eigenen Bezugsprobleme wie auch ihre Lösungen erschafft.

Als *sichtbare Spur* erscheint dann nur die Kette von Lösungen, deren Glieder aus den Sequenzstellen bestehen, in denen die Kommunikation bereits eingerastet ist, um mit den für sie konstitutiven Mehrdeutigkeiten umzugehen. Kommunikation kann dies nur, indem sie auf Handeln zurechnet, sich also *deontisch*, also ohne Deckung durch das Sein, festlegt, wie die Verhältnisse von Kognition und Volition zu bestimmen sind.42

42 Dass dieser Aspekt auch konstitutiv für das Verständnis der Luhmannschen Kommunikationstheorie ist, also Kommunikation ohne Handeln nicht denkbar ist, wird in der Rezeption der Systemtheorie oftmals nicht wahrgenommen: »Auf die Frage, woraus soziale Systeme bestehen, geben wir mithin die Doppelantwort: aus Kommunikation und aus deren Zurechnung als Handlung. Kein Moment wäre ohne das andere evolutionsfähig gewesen. [...] Kommunikation ist die elementare Einheit der Selbstkonstitution, Handlung ist die elementare Einheit der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung sozialer Systeme. Beides sind hochkomplexe Sachverhalte, die als Einheit verwendet und auf das dazu notwendige Format verkürzt werden. Die Differenz von Kommunikation im Vollsinne einer Selektionssynthese und zurechenbarem Handeln ermöglicht eine selektive Organisierung mitlaufender Selbstreferenz; und zwar in dem Sinne, daß man *Kommunikation* reflexiv nur handhaben (zum Beispiel bestreiten, zurückfragen, widersprechen) kann, wenn sich feststellen läßt, wer kommunikativ *gehandelt* hatte. […] Jede Vereinfachung an dieser Stelle wäre ein Verlust an Beziehungsreichtum, den eine allgemeine Theorie sozialer Systeme sich schwerlich leisten kann« (Luhmann 1993, 240 f.).

51
Unterschiedliche kommunikative Kontexturen erzeugen jeweils verschiedene Antworten und Lösungen.

Schlüsselbegriffe einer polykontexturalen Beschreibung

Reformulieren wir abschließend mit Rudolf Kaehr und Kurt Klagenfurt43 nochmals die wesentlichen Begriffe der Güntherschen Konzeption, um diese dann anschließend als Instrumente für die weiteren Analysen nutzen zu können.

1. Kontexturen und Polykontexturalität: »Unter einer Kontextur verstehen wir einen zweiwertigen Strukturbereich, der sich bei logischer Deutung als System der klassischen zweiwertigen Logik erweist. [...] Ein System heißt *polykontextural*, wenn es aus mehreren Kontexturen besteht, die durch *Vermittlungsrelationen* miteinander verknüpft sind. [...] Im einfachsten Fall besteht ein

polykontexturales System aus drei Kontexturen, das bei Bedarf durch weitere Kontexturen seine Komplexität erhöhen kann. Bei Erweiterung um eine Kontextur ergeben sich automatisch neue Kontexturen, sogenannte *Verbundkontexturen*, die die neuen mit den alten Kontexturen vermitteln. Dadurch sind die einzelnen Kontexturen untereinander nicht hierarchisch, sondern heterarchisch geordnet. Polykontexturalität ist daher unter anderem gekennzeichnet durch Intrakontexturalität, die Strukturbeschreibung einer Kontextur, Interkontexturalität, die Beschreibung der Vermittlung zwischen den einzelnen Kontexturen, und Diskontexturalität, die Beschreibung der Kontexturgrenzen.

43 Bei dem Namen ›Kurt Klagenfurt‹ handelt es sich um ein Pseudononym, das sich eine Arbeitsgruppe am Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung an der Universität Klagenfurt gegeben hat.